

DER

**LITERATUR**

ABSEITS  
DES

**UNDERGROUND**

DAS PRINZIP

SPARSAMSTEN

AUSGABE 13

ISSN: 2194-1505

ERKLÄRUNG

**LITERATUR**

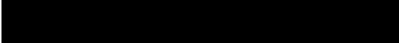
ABSEITS  
DES

**UNDERGROUND**



„Arbeitslos/Jogginghos.“

F. B.

„!“

L. F.

„,Ohne Rechte keine Sicherheit.' - und was ist mit der Linken?“

L. H.

„La littérature est-elle critique?“

E. K.

„Failure Notizen sollten kurz sein - drei Küsse dem Pinguin.“

M. M.

„Tristesse und Taube verspeisen. Gemeinsam Marmelade.“

P. P.

# Inhalt

SEITE 4

---

CAROLIN WAHL // <i>Über uns ist der Himmel blau</i> .....	SEITE 5
JAN KUNKEL // <i>Individualgesellschaft</i> .....	SEITE 10
MARA PROKOP // <i>Liebeperspektiven</i> .....	SEITE 17
DUSTIN YOUNG // <i>Ohne Titel</i> .....	SEITE 20
MARKUS ANTON // <i>Ich werde immer der Typ sein</i> .....	SEITE 24
CHRISTIAN KNIEPS // <i>Eingetaucht</i> .....	SEITE 25
ANDREAS RENTZ // <i>Ein Schokolodennikolaus</i> .....	SEITE 29
ULI ORMANN // <i>Ein Schrank ist ein Schrank ist ein Schrank</i> .....	SEITE 33
ANDREAS REICHELSDORFER // <i>Vergangenheit infernale</i> .....	SEITE 41
TOBIAS SCHULENBURG // <i>In den Niederlanden 1830</i> .....	SEITE 48
<b>IMPRESSUM</b> .....	SEITE 55



# Über uns ist der Himmel blau

SEITE 5

Carolin Wahl, Edinburgh

Über uns ist der Himmel blau, sagt Marie, drückt mit spitzen Fingern ihre halbgerauchte Zigarette aus, lehnt sich nach vorne und lässt die Sonne ihren weißen Nacken küssen. Noch steigt Rauch aus ihrer Nase. Es sieht aus wie ein qualmender Drache. Aber sie ist es nicht. Ein Drache, meine ich.

Der Wind singt durch die Bäume hinter uns, Minuten zerfallen zu Sekunden. Meine Hände streichen über das trockene Gras, eine Ameise tanzt mir entgegen. Tanzen. Ich habe viel getanzt, damals. Schwitzen, Haut an Haut, lachen, sich verlieren in der Musik, in einem zerrinnenden, bittersüßen Augenblick des Lebens. Leben ja und wenn ja, wie? Großmutter hat immer gesagt, dass man sich nicht im Augenblick vergessen soll. Es gibt immer ein Danach. Nach Jetzt. Und nach Hier. Großmutter hat das immer

gesagt, weil Großvater am Krieg gestorben ist. Er hat sich im Augenblick vergessen, einen Moment zu lange gelebt.

Ein Russe, ein Russe, so begann Großvater immer, wenn er von den Augenblicken erzählte, die ihn vergessen ließen. Sein Herz war geblieben, im Schnee, im Wald, zwischen Leichen, Vätern, Feinden.

Drei Kinder, ein Junge und zwei Mädchen. Er hat die Bilder in der Brusttasche gefunden, bei dem toten Russen, den er erschossen hat. An der Front, weit weg von der Heimat, zwischen Irgendwo und der Ewigkeit. Eine Entscheidung. Eine Sekunde. Das war der Augenblick, der ihn sterben ließ. Schützende Bäume, Blicke, die sich ineinander verhaken. Stumm. Sekunden haben regiert, ihre hämische Hand nach



den Lebenden ausgestreckt. Es gibt diese Momente. Momente, in denen sich alles entscheidet, man muss sie nur erkennen, sie erkennen, einen Weg wählen, eine Entscheidung treffen. Die meisten Menschen sind blind. Sie haben kein Gefühl für diese Momente, sie haben kein Gefühl für das Leben, das sich vor ihren Augen abspielt. Weil sie es nicht sehen. Blind sind. Ich bin es auch. Marie war mein Krückstock. Sie ist es noch.

Mensch in Uniform gegen Mensch in Uniform. Zwei Männer. Zwei Leben. Atemwölkchen in der Luft. Dann eine Entscheidung.

Großvater hat zuerst geschossen. Sterben nein und wenn nein, wie dann?

Großvater ist gestorben, doch auf ihn warteten zu Hause das Glück, Liebe und Freude, eine ganze Familie. Deswegen ist er heimgekehrt. Der Russe ist im Wald geblieben. Auch auf ihn warteten das Glück, Liebe und Freude, eine ganze Familie zu Hause. Vergebens. Sie war-

teten vergebens. Ob der Himmel damals blau war?

Marie beugt sich vor, legt ihren Kopf auf die dünnen Knie. Ob der Himmel niemals grau wird an solchen Tagen?, fragt sie und schaut nachdenklich vor sich hin. Meine zugeschnürte Kehle findet keine Kraft um zu antworten. Vielleicht ist die Frage auch nicht an mich gerichtet. Ich weiß es nicht und male mit der Fußspitze Kreise ins Gras. Marie sieht traurig aus. In der Ferne ertönt Gelächter, ich frage mich, wann ich Marie das letzte Mal lachen gehört habe. Damals, in der Schule hat sie viel gelacht. Tiefe Blicke, tiefe Einblicke, sie war eins von diesen Mädchen. Außerhalb meiner Reichweite. Valentin hat gesagt, dass ich keine Chance bei ihr habe. Sie suche jemanden mit blauen Augen, schwarzen Haaren, einem kantigen Gesicht, vollen Lippen. Das bin nicht ich. Aber ich sitze im Hier, bei ihr. Nicht jemand



mit blauen Augen, schwarzen Haaren, einem kantigen Gesicht und vollen Lippen. Valentin hat sich getäuscht. So wie alle anderen auch.

Ich vermisse Damals, meint Marie und kaut auf ihrer Unterlippe herum. Erste Risse, unscheinbar. Eine Biene nähert sich, steuert eine geöffnete Blüte an. Biene. Marie war eine Biene bei der Schulaufführung in der neunten Klasse. Sie hat gesungen. Ich stand unter einer Dusche aus Wärme und habe sie noch Monate danach singen gehört. Ich erinnere mich an ihre langen, blonden Haare, die sie während der Schulaufführung zu zwei Zöpfen gebunden hat. Abgestanden haben sie, wie zwei Bienenantennen.

Der Sommer ist so schön, sagt sie in diesem Moment und ich kann nur denken, wie schön sie selbst noch ist. Marie ist wie eine Blume, die sich langsam entfaltet, weiter wächst, ihre Schönheit präsentiert. Und die man vergessen hat zu gießen. Die Leute gehen an ihr vor-

bei und sehen nur den herunterhängenden Kopf, die kargen Blüten, das matte Rot. Sie gehen an ihr vorbei, weil sie nicht genau hinschauen. Sie sehen nicht die Schönheit. Sehen nicht, was damals war. Sie sehen nur das Hier und das Jetzt. Aber ich kenne das Damals. Ich kenne Marie und deswegen sitze ich im Hier und Jetzt bei ihr, auch wenn über die Jahre niemand ihre Wurzeln gegossen hat. Auch wenn sie langsam verwelkt.

Ich kann mich noch daran erinnern, wie Großvater gestorben ist. Er hat beim Rauchen auch immer den Rauch durch die Nase entschwinden lassen, genau wie Marie. Wie ein Drache. Damals habe ich mich davor gefürchtet. Jetzt nicht mehr. Knausrig, alt, verwelkt. Auch das war mein Großvater, als er gestorben ist. Es war ein schöner Tag, der Himmel über uns war blau, die Vögel haben gesungen. Es geht zu Ende, hat Großmutter am Telefon geschluchzt.



Wir sind losgefahren, alle zusammen, im kleinen Golf von Vater. Mutter vorne, die Hände im Schoß, das Gesicht einer Porzellanpuppe, ich zwischen meinem Bruder und Miraculix, meinem Steif-Bären. Vater hat eine rote Ampel überfahren. So eine Scheiße! So eine Scheiße!, hat er gebrüllt. Die Kinder, Martin, hat Mama beschwichtigend gemurmelt. Im Krankenhaus herrschte Chaos. Alte Menschen schlossen nach und nach die Augen. Großvater war welk, als wir sein Zimmer betraten. Mein Bruder zuerst, ich dahinter. Eine Hand auf meiner Schulter, Großmutter weinte. Ach! Ach! seufzte sie und Großvater röchelte wie ein Karpfen an Land. Der Ventilator kreiste, Stille verklang. Es ist soweit, verabschiedet euch, flüsterte Mutter, tränenverblendete Augen. Das war's?, dachte ich und ging auf Großvater zu. Sein Blick verding sich in der Leere. Ein Russe, ein Russe, begann er schnaufend, ein Lächeln lag auf seinen Lippe, die Augen

auf die schneeweiße Wand gerichtet. Ich sah ihn in dem Wald von Damals, eine neue Entscheidung, kein Schuss. Zwei Menschen, die sich lebend voneinander trennten. Nicht zwei Tote, die dahinschieden. Der eine auf dem Weg nach Hause, der andere auf dem Weg ins Nichts. Ich komme, ich komme, wiederholte er, die Augen schließend. Vorbei. Dann war er fort. Sterben ja und wenn ja, wie?

Marie lacht plötzlich und wirft ihren Kopf in den bleichen Nacken, damit die Sonne ihn nicht mehr küssen kann. Ihr Lachen ist das Küssen der Sonne auf meiner Haut. Endlich, nach so langer Zeit. Was ist?, frage ich sie. Sie gibt keine Antwort. Etwas verändert sich. Der Klang ihrer Stimme, das Widerhallen ihres Lachens. Eine Gänsehaut folgt. Schrill, schamlos, schneidend, stechend, sterbend. Ihr Lachen in meinen Ohren.



Der Himmel ist blau, der Himmel ist blau!, lacht sie und Tränen laufen ihre weißen Wangen hinab. Die ausgedrückte Zigarette beobachtet uns, ich schweige. Warum ist heute der Himmel blau? Marie lacht und hustet dann. Ein Aufbäumen ihrer Lunge. Wir können zurückgehen, wenn du willst, schlage ich ihr vor. Marie weint und schüttelt den Kopf. Nein, dort ist der Himmel nicht blau.

Das ist er auch jetzt nicht mehr, denke ich resigniert und greife nach ihrer Hand. Kalt, trotz der Hitze, die um uns herum flimmert, die Insekten aufscheucht, die Menschen in die Freibäder lockt.

Ich sehe hinüber, zu dem großen Haus am Ende des Hangs. Weiß, rein, leuchtend. Es strotzt vor Kraft, es strotzt vor Tod. Marie hasst es. Es ist so perfekt, meinte sie einmal zu mir, als ich sie dort besuchte, ganz zu Anfang, als sie einzog. Niemand redet schlecht, es ist

harmonisch, alle sind nett, auch die Betreuer, es ist ... das Ende.

Ich starre auf ihren kahlen Kopf. Ich beuge mich unvermittelt vor und küsse ihre Glatze. Marie schluchzt. Ich bin im Hier, ich bin im Jetzt. Jetzt lebt Marie bald nicht mehr. Aber es gibt ein Danach. Das gibt es immer, denn Großmutter hat es mir verraten. Großvater hat das leider nicht erkannt, aber für uns ist es noch nicht zu spät. Da bin ich mir ganz sicher. Momente, in denen man Entscheidungen treffen muss. Im Hier und im Jetzt. Über uns ist der Himmel grau, sagt sie leise und drückt meine Hand ganz fest. Woher sie nur die Kraft findet? Tränenverblendete Augen, die mich mustern, Sekunden, die verstreichen, ihre hämische Hand über uns Lebenden ausstrecken. Leben ja und wenn nein, wie dann?

Der Himmel über uns bleibt immer blau, Marie, sage ich leise und treffe eine Entscheidung.



# Individualgesellschaft

---

SEITE 10

Jan Kunkel, München

Meine Stadt funktioniert nicht mehr. Seit ihrer Gründung verschlang sie so viele andere Städte, wurde so groß, dass irgendwann alle, vom Bürgermeister über die Stadtplaner bis hin zum altgedientesten Obdachlosen, den Überblick verloren. Mich inbegriffen. Natürlich bietet eine Stadt dieser Größe eine anderswo undenkbare Vielfalt an Möglichkeiten, aber zu jedem positiven Aspekt gehört hier auch ein negatives Gegenstück. Man kann sich verstecken, aber auch verlieren, kann brennen, aber auch ausglühen, kann ständig Neues entdecken, über das man aber das Alte verliert. Versucht man es dann wiederzufinden, nutzt die Stadt all ihre Häuser und Straßen, ihre Plätze und ihren Einfallstreichtum, um einen davon fernzuhalten. Stattdessen scheint sie einen ständig ins Verderben stürzen zu wollen. Sie bietet nicht

nur jedem ein Zuhause, einen Rahmen, ein Substrat, sondern stets auch eine Möglichkeit, ihr zum Opfer zu fallen – jedem seine persönliche Hölle.

Nur ein paar Meter flussabwärts von mir hat sie sich einen Pfandsammler vor-geknöpft, den sie mit ihrem Überfluss blendet. Leute wie ihn gibt es hier zuhauf. Sie kommen in der Hoffnung, sich ihr Stück vom Kuchen, so klein es auch sein mag, wenigstens noch ein wenig zu glasieren, damit es nicht gar so schäbig aussieht. Er lebt von der Bequemlichkeit derer, zu denen er gerne gehörte. Einer Bequemlichkeit, die er selbst sich in seinem Business nicht leisten kann. Die schiere Menge an Leergut und Sammlern an diesem Ort schürt einen unerbittlichen Konkurrenzkampf und zwingt zur Rationalisierung. Er zum Beispiel hat sich



entschlossen, nur noch Plastikflaschen zu sammeln, wo sie doch leichter sind als Glasflaschen und deutlich mehr Pfand einbringen. Das große Angebot macht ihn wählerisch. Ab und an trifft er eine alte Frau, die das gesamte Flussufer als ihr Sammelterritorium betrachtet. Sie weist ihn dann mit zuckenden Augenlidern und wanderndem Blick zurecht, während er so tut, als ignoriere er sie nicht, um ihr nicht auch noch die letzte Illusion von Kontrolle über ihr eigenes Leben zu nehmen. Insgeheim weiß er nicht, ob er sie dafür bewundern oder belächeln soll, dass sie sich für Glas noch nicht zu schade ist. Er mag ihren Ehrgeiz, weil auch er ehrgeizig ist in seinem Unterfangen, sich ein besseres Leben zusammenzusammeln. Dass hier ganz offensichtlich nur die antriebslosen Faulen ein besseres Leben führen und ihre Flaschen am Fluss liegen lassen können, hat er noch nicht durchschaut. Und während die Stadtluft die anderen

frei macht, wie man es ihr nachsagt, bleibt er Pfandsammler, weil auch Plastikflaschen hier nicht ausreichen, die Miete zu bezahlen.

Eine Frau in der U-Bahn hat andere Probleme. Den materiellen Überfluss der Stadt hat sie bereits verinnerlicht, die vorherrschende Ereignisdichte nicht. Sie tarnt sich deshalb: weißer Mantel mit schwarzen Knöpfen, schwarze Stiefel, beige Handtasche, wenig Detail. So sehen hier alle aus und so hofft sie, der Aufmerksamkeit der Stadt und ihrer chaotischen Seite zu entgehen. Denn wo viele Menschen leben, passiert viel. Die Stadt selbst nimmt das hin. Sie könnte sich sowieso nicht wehren, aber sie muss auch nicht, weil sie sich mit einer dicken Schicht aus Teer und Pflastersteinen vor der Vehemenz der Realität schützt. Die Frau hat nur ihren Tarnmantel. Weil Merinowolle aber nur schlechtes Wetter abhält und kei-



ne Unannehmlichkeiten, trägt sie dazu goldene Strumpfhosen und Ignoranz, die sie unempfänglich macht für all das, was an ihr nagen könnte. So kann sie an frierenden Obdachlosen, streitenden Autofahrern, schreienden Wahnsinnigen und übelriechenden Betrunkenen einfach vorbeigehen, fast ohne Angst zu haben. Das hilft ungemein. Gerade jetzt ignoriert sie erfolgreich einen Aufkleber, obwohl oder vielleicht gerade weil er neongelb und groß wie ein obdachloses Kleinkind vor ihrem Gesicht prangt. Darauf steht: „Tür defekt“. Sie starrt hindurch wie durch alles andere Beunruhigende, drückt immer wieder den Knopf, geht schließlich fluchend zur nächsten Tür und steigt aus. Den Aufkleber hat sie noch immer nicht bemerkt. Ich sehe ihr noch einen Moment lang hinterher. Sie sieht einen Obdachlosen und weicht ihm nervös aus. Ihre Tarnung ist aufgefliegen, ihre Ignoranz verloren. Ich bemerke das, der Stadt ist es egal.

Im Hauptbahnhof, wo ich umsteige, sind die Geschäfte bereits leer und von einer scheinbar endlosen, geschwungenen Wand aus Glas verschlossen. In einer Kurve, die sich anfühlt, als sei hier seit Stunden niemand vorbeigekommen, steht eine einsame Frau mit grauen Strähnen im braunen, stramm nach hinten gebundenen Haar. Die Tarnfarben ihrer ordentlich gebügelten Bundeswehruniform werden in diesem Raum aus Glas und weißen Fliesen zur Farce. Ihr Rucksack, der fast so groß ist wie sie selbst, müsste sie eigentlich in die Knie zwingen, aber die Stadt zieht ihre Aufmerksamkeit so sehr auf sich, dass sie sein Gewicht einfach vergisst. Durch die Glaswand starrt sie in ein geschlossenes Süßwarengeschäft, auf Regale voller Möglichkeiten. Sie kämpft nicht dagegen an. Schließlich ist sie Soldatin und weiß, wann sich das lohnt und wann nicht. All ihre Aufmerksamkeit gilt einer armlangen



Toblerone. Wahrscheinlich steigt sie hier jedes Wochenende auf dem Heimweg von der Kaserne um und kommt immer so spät, dass der Laden bereits geschlossen hat. Jeder Bewohner dieser Stadt, auch ich, kann sich hier eine riesige Toblerone kaufen. Nicht sie. Sie kann sie nur durch die Glaswand hindurch anschmachten. Ich glaube nicht, dass sie Schokolade vermisst. Wenn es bei der Bundeswehr keine Schokolade gäbe, ginge da schließlich überhaupt niemand mehr hin. Sie vermisst schlicht die Möglichkeit, hier und jetzt in den Laden zu gehen und sich diese Toblerone zu kaufen. Das stellte sie mit den Bewohnern der Stadt auf eine Stufe, machte sie frei. Sie weiß nicht, dass diese Freiheit mit einem Haufen anderer Probleme bezahlt werden muss, aber die Stadt wird ihr das auch sicher nicht verraten. Und so träumt sie weiter davon, nur einmal schon nachmittags herzukommen und sich in dem Süßwarengeschäft eine riesige

Toblerone zu kaufen. Vielleicht auch in der Schweiz.

Aus der S-Bahn beobachte ich dann, was denjenigen widerfährt, die die Freiheit der Stadt voll auskosten. Auf einer Wartebank sitzt der einzige Mensch auf dem ganzen Bahnsteig: ein Mann in kurzen Hosen, der eigentlich frieren müsste. Ich spiele mit der Vorstellung, er habe zu wenig Ahnung von Physik, um das zu verstehen, aber eigentlich weiß ich, dass er einfach nur betrunken ist. Neben der Kälte geht auch alles andere an seiner Aufmerksamkeit vorbei. Seine verbliebene Lebensenergie investiert er ausschließlich in die Aufrechterhaltung einer hypnotisch langsamen Pendelbewegung seines Oberkörpers. Jeder Muskel, jedes Organ in ihm ist Teil dieses perfekt abgestimmten Vorgangs, der reibungslos funktioniert, obwohl sein ganzer Körper von Gift durchströmt wird. In völlig gleichmäßigem Rhythmus öffnet



und schließt er seine Augen. Beim Öffnen atmet er ein und richtet sich etwas auf, dann schließt er sie wieder, kippt langsam vornüber, atmet aus, sinkt wieder zusammen und lehnt sich zurück, um den Vorgang von vorne beginnen zu können. Die Bewegung ist so weich, so regelmäßig, dass sich in ihr kein einziger fester Punkt findet, kein Anfang und kein Ende, nur Übergang. Der Mann ist ein Stück Unendlichkeit geworden und mich beschleicht das Gefühl, dass er bereits seit Tagen so dasitzt und längst selbst nicht mehr weiß, ob er sich eigentlich aufsetzen oder hinlegen möchte. Den Möglichkeiten der Stadt ist er einfach nicht gewachsen.

Der Zug verlässt den Tunnel. In meinem Bahnhof - Endstation - glitzern die Graffiti vor Raureif und die Kälte zieht mich ins zumindest spärlich beheizte Untergeschoss. Bevor ich die Treppe erreiche, hält mich eine Frau auf. Sie sieht bieder aus, durchschnittlich, kantent-

los. Die Art von Mensch, dem ich keine anderen Gefühlsregungen als Panik, vorgetäuschte Freude und unbewusste Depression zutraue. Momentan herrscht Panik. Sie deutet abwechselnd auf den Zug und mich und sagt energisch:

„Da hat jemand seinen Koffer vergessen.“

Sie wirkt, als nähme sie das sehr ernst. Auf einer Gepäckablage im leeren Zug liegt ein einsamer Aluminiumkoffer.

„Hm, nja, stimmt. Da hat wohl jemand seinen Koffer vergessen.“, antworte ich und halte das Thema für erledigt.

„Ja und jetzt?“, fragt sie.

„Wie, und jetzt? Der wurde da halt vergessen. Passiert sicher öfter. Vielleicht hatte der Mensch ja mehrere Koffer und konnte den da nicht mehr schnell genug aus dem Zug holen oder er war einfach vergesslich. Wird schon keine Bombe sein. Die Bahn hat doch sicher ne Fundstelle für sowas.“



Mir wird klar, dass so viel Reaktion sie wohl nur im Glauben an die Angemessenheit ihres Verhaltens bestärkt. Ich bin mir aber auch sicher, dass sie nicht wieder einsteigen wird, weil der Zug ja hier endet. Ich sehe sie also einfach an und warte.

„Ich sag das jetzt dem Fahrer“, sagt sie nach einigen Sekunden aufgebracht.

Bevor sie ihn erreicht, fährt der Zug ab und sie bleibt alleine stehen. Ich bin längst auf der Treppe ins Untergeschoss. Auch sie scheitert - wie die Frau im weißen Mantel - am Ereignisreichtum der Stadt. Zu ihrem eigenen Nachteil versucht sie aber nicht, sich davor zu verstecken. Das widerstrebt ihrem Naturell. Stattdessen will sie das Chaos ordnen. Ein ehrgeiziges Unterfangen, wenn man alleine gegen eine Großstadt steht. Sie glaubt trotzdem fest an sich. Ich glaube fest daran, dass sie in weniger als einem Jahr von hier wegzieht.

Je näher ich meinem Zuhause komme, desto weniger meiner Extremitäten spüre ich in der Kälte noch. Mein Bett soll mir endlich Schutz bieten vor dieser Stadt, die jeden ihrer Bewohner ganz langsam in den Wahnsinn, den Kälte oder irgendein anderes Unglück treibt. Jemand hat sich vor meine Tür übergeben. Super. Ich würde gerne über das Erbrochene hinweg ins Haus steigen, aber mein Schlüssel ist weg. Vielleicht verloren, vielleicht gestohlen, vielleicht auch einfach daheim vergessen. Weiß ich nicht. Auch ihm bietet die Stadt viele Möglichkeiten, mir allerdings gerade nur eine. Es ist 02:42 Uhr, mein halber Körper ist taub vor Kälte und mein Mitbewohner, dessen größter Kritikpunkt an dieser Stadt immer ihre Unruhe war, liegt seit vier bis fünf Stunden im Bett, weil er um halb sechs aufstehen muss. Ich verspüre eine Ahnung von Mitleid, aber was



soll ich schon machen? Ich drücke die  
Klingel.  
Jedem seine persönliche Hölle.



# Liebsperspektiven

---

SEITE 17

Mara Prokop, München

## Cassiopeia

Cassiopeia war ein Sternenhaufen, eine entfernte Galaxis, ein Name hingeworfen in die Ewigkeit, während ich ihn sage, verblasst er, versiegt er in der weichen Schale meines Mundes, tief in meinen Eingeweiden, träume, erfinde ich ihn neu - dieser Klang war ein Gelübde, unbestimmt, ungelogen schmecke ich seinen Tod durch die Fieberblässe meiner Haut, undefinierbare Zeit in dieser Sekunde deiner Wahrnehmung, ein einziger Ton, dein Name in diesem Sternenhaufen, für immer, ertragen in mir.

## Istanbul

In Istanbul heulen die Hunde, tollwütig streifen sie durch die Nacht. Du sagst mir, ich darf sie nicht berühren, sie nicht streicheln und ich tue

es nicht, aber nächstes Jahr werden sie tot sein, wenn ich wiederkomme und sich mein Blick über die Galatabrücke hinweg im Himmel verliert. Nur der leere Park wird mich an sie erinnern, wie die weißen Steine auf den Gräbern der Stadt, in der Nacht leuchten sie, während ich warte, während ich mein Blut nicht höre, die untätigen Tage, Streifzüge durch die verfallenen Viertel, die unebenen Strassen im Fener, deine Augen in denen ich mich verliere, wie die Farben wechseln, so steigt meine Begierde. Zwischen den Wänden, Minarette eingekerkert im Bewusstsein, hallt es durch die Mauern meines Körpers, finde ich das Schweigen in der eisigen Kälte zwischen den Häusern, und wie du mich wärmst, in mich erneut eindringst, während der Muezzin zum Gebet ruft.



## Narben

Sie sagte, küsse meine Narben, und ich tat es. Die Narben verteilt auf ihrem Körper, an den Händen und Beinen, zwischen ihren Brüsten, in ihrem Nacken wo der Haaransatz beginnt, der tiefe Schnitt in ihrer Scham, die Risse in ihren Augen, alles küsste ich und dachte an das Universum, an abertausend Millionen Ewigkeiten, der Weg der Sterne in der Zeit unserer Gedanken, so sah ich es, versteckt hinter ihren Lippen, formte sie das Wort, das meinen Atem stocken ließ, mich hinaus katapultierte in die Nacht, und als Ziel zwischen ihr und mir, lag ein ganzes Leben und die Singularität meines Ichs.

## Deborah

Das erste Mal traf ich dich in einem Underground Club in San Francisco, in einer schmalen Seitenstrasse, hinter einer schwarzen Tür, sagtest du zu mir,

komm herein. Damals hatte ich blaue Haare und trug ein viel zu enges Spitzenkleid. Deine Augen waren müde und deine stillen Gesten verschwommen, daran erinnere ich mich, bis zu deinem Aufbruch tranken wir und redeten über ungesagte Dinge. Noch im selben Jahr spieltest du in Dublin, ich fuhr hin und nach dem Konzert führte eins zum anderen und am nächsten Tag hast du mir das Haus am Meer gezeigt, mit den schwarzen Fensterläden und ich sammelte Steine, so viele ich tragen konnte. *Ich hab sie noch immer, Debbie - du weißt es bloß nicht.* Danach folgte ich dir, von Auftritt zu Auftritt, von Stadt zu Stadt, hielt deine Hand und lernte dich zu verstehen. Du sprachst immer von der Wüste - Gobi, Sahara, Atacama - alle wolltest du durchqueren. Die Weite war deine Sehnsucht, aber auch deine Flucht. Irgendwann hörten die Städte auf und die Augen gewöhnten sich wieder an die Ein-



.....

samkeit. *Wo bist du Debbie? Ich vermisse dich.* Dann schnitt ich meine Haare ab und trennte mich von der Zeit. Zwischen dem Gestern und dem Heute habe ich Brücken gebaut, mit den gesammelten Steinen aus Bray, habe ich ganze Kontinente errichtet und bin durch die Wüsten gelaufen, müde und stumm, aber ich habe es getan, der heiße Sand bedeckte meinen Körper, rieselte durch die Tücher, durch die Kleidung hindurch, so schutzlos war ich und in meinem Kopf waren die Gedanken, klebten an mir, wie dein letzter Blick. *Was hast du mir gegeben, Debbie? Was hast du mir genommen?* Das letzte Mal traf ich dich in Budapest, in der Nähe der Kettenbrücke, auf der rechten Seite des Flusses begegneten wir uns zufällig, du sagtest, du singst nicht mehr und währenddessen musste ich an das Meer denken, an den Wind in meinen Haaren und den Sand unter meinen Fingernägeln und fühlte mich endlich frei.

### Yakblut

In einer alten Überlieferung glaubten die Menschen, dass sie sich vor der Liebe schützen könnten, in dem sie sich mit dem Blut eines Yaks einrieb, man sagte, der große Fettgehalt im Blut verhindert das Eindringen der Liebe in die Haut, aber letztendlich mussten sie es aufgeben, denn das Blut selbst wurde zur Liebe und die Menschen veränderten sich, so sprachen sie in Worten, die sie nicht verstanden und taten Dinge, die keinen Sinn ergaben und am Ende wurde das Blut die Stimme ihres Herzens.

Dein Blut war die Stimme meines Herzens.



# Ohne Titel

SEITE 20

---

Dustin Young, München

Sie stand mit dem Rücken zu ihm zwischen den Zweigen. Ihre Hände spielten an den Knospen. Er stand starr und beobachtete sie. Hinter ihnen die vertrauten Geräusche der Landstraße, leise in der Ferne. Ein Vogel schrie. Er wollte, dass sie sich zu ihm umdrehte, er nahm einen Zweig vom Boden auf und brach ihn in zwei Teile. Sie drehte sich um. Plötzlich konnte er sie riechen, ein weicher Duft, dachte er. Wie Pfirsich. Mit ihr verschwinden stellte er sich vor. Mit dem Auto seiner Mutter irgendwo hinfahren, der Straße vor ihnen endlos folgen in die Nacht. Flügelschläge über ihren Köpfen, wieder ein Vogelschrei. Langsam kam sie auf ihn zu, strich sich die Haare aus dem Gesicht. Er sah den Fleck, der ihr Auge umschloß, auberginenfarben. Sie legte ihren Kopf auf seine Brust und er hielt sie mit beiden

Armen umklammert. Spürte nach kurzer Zeit eine stumme Nässe auf seinem T-Shirt.

Hör auf, sagte er.

Sie wischte sich die Augen.

Es war heute vor fünf Jahren, sagte sie.

Ja, ich weiß.

Das macht ihn fertig.

Denk dir keine Entschuldigungen für ihn aus.

Damals, er konnte sich gut daran erinnern, wie die Polizei bei jedem in der Nachbarschaft anklopfte. Seine Mutter kam an die Tür und ein blankgesichtiger Polizist fragte, ob sie irgendetwas gehört, gesehen habe, gestern gegen sechs Uhr Abends. Nein, sagte sie, nichts. Dann regnete es zwei Tage ohne Pause, der Fluss trat über die Ufer, Keller liefen voll, und als sich am



.....

dritten Tag die Wolken verzogen, zog man ihre Mutter aus dem Wasser. Das Kleid war ihr von der Strömung über den Kopf gezogen worden.

Komm heute Abend. Wenn er weiter so trinkt, ist er bis acht Uhr ausgeschaltet.

Sie drehte sich weg von ihm.

Wo gehst du hin?

Was glaubst du? Ich hab Angst, er tut sich was.

Ich hoffe es, sagte er. Bereute es.

Er ist mein Vater, sagte sie über ihre Schulter, als würde sie etwas aussprechen.

Schwere Wolken wuchteten sich über den Himmel, rieben sich wund an den Wäldern am Horizont. Er saß in seinem Zimmer und beobachtete wie der Regen immer näher kam, Blätter und Gräser erzittern ließ. Von seinem Fenster aus konnte er ihr Haus sehen. Oben brannte Licht. Er stellte sich vor, was der Vater ihr al-

les antun konnte, was er schon getan hatte, über die Jahre.

Vor zwei Jahren, kurz nach den Sommerferien, war sie eine Woche nicht in die Schule gekommen und als sie schließlich auftauchte, war sie blass und schreckhaft, hatte dunkle Ringe unter den Auge und sprach kein Wort. Sie warf ihm Blicke zu. Sobald er zurücksah, starrte sie in eine andere Richtung, als wollte sie so alle Blicke zurücknehmen. Irgendwann in diesem Sommer, sie war ihm gefolgt, stand sie vor ihm auf der Toilette, als er aus der Kabine kam und küsste ihn. Ein Kuss, der viele weitere nach sich zog. In dem kleinen Waldstück in der Nähe der Landstraße, in der Schule auf dem Flur, zwischen den Stunden und manchmal bei ihr zu Hause, lag er auf ihr, unbeholfen, während jeden Moment der Vater hereinplatzen konnte. Von unter dem Bett, aus dem Schrank heraus, sah er, wie er ins Zimmer stolperte, un-



zusammenhängende Sätze stammelte, gegen Möbel knallte und wieder verschwand.

Acht Uhr. Es regnete. Das Haus war still, als er ankam. Die Tür war nicht verschlossen. Als er sie öffnete, sah er den Vater auf der Couch liegen. Er schlief mit dem Gesicht zur Tür. Es lagen Klamotten und Bücher herum. Ein Fotoalbum lag aufgeschlagen auf seinem Bauch. Einige Bilder waren aus ihren Halterungen gerutscht und hatten sich über den Boden ergossen. Er gab sich keine Mühe leise zu sein, als er die Stufen zu ihrem Zimmer hochstieg.

Sie stand mit dem Rücken zu ihm am Fenster, das blasse Gegenlicht, schälte sie aus den Wolken. Als sie sich umdrehte, konnte er sie riechen und er merkte, wie sehr er sie wollte. Plötzlich tat sie ihm leid.

Es gab nichts, was sie tun konnten, an einem nassen Tag zwischen den Jahreszeiten, das blasse Licht, fiel gräulich

durchs Fenster, ohne etwas zu erhellen, Autos fuhren vorbei, schlichen träge die Straße entlang, in der Stille hörte er das Schmatzen ihrer Reifen auf dem nassen Asphalt. Sie ging auf ihn zu, küsste seinen Hals, musste seine Hände zwischen ihre Schenkel führen, die Finger dorthin biegen, wo sie sie haben wollte. Er drehte den Kopf weg.

Was ist?

Nichts ... ich ... ich weiß nicht.

Komm. Bitte, sagte sie, zog ihn an beiden Händen zum Bett. Sie setzte sich. Er stand starr vor ihr. Sie öffnete ihm die Hose, drückte ihr Gesicht in seinen Schoß. Leckte die Wärme zwischen seinen Schenkeln.

Was ist?, fragte sie wieder und starrte an ihm hoch.

Ich ... kann nicht. Nicht so.

Das Zimmer schwieg aus allen Ecken.

Warum nicht? fragte sie, erwartete wohl keine Antwort.



Sein Gesicht wurde heiß, er hörte sein Herz schlagen, spürte sein Blut strudeln.

Ich ... kann nicht.

Mit offenem Mund, die Lippen noch feucht von ihrem Speichel, ließ sie sich aufs Bett sinken.

Warum bist du dann gekommen?

Mit Hose und Unterhose an seinen Knöcheln, wusste er keine Antwort, zumindest keine, die er ihr sagen konnte. Er zog sich an, Stoff raschelte, Reisverschlusszähne knackten: peinliche, unerträgliche Geräusche. Sie rollte sich auf die Seite und fing leise an zu weinen. Es gab nichts, was er tun konnte an einem nassen Tag zwischen den Jah-

reszeiten, das Haus schwieg aus allen Ecken, das blasse Licht fiel gräulich durchs Fenster.

Als er vor dem Haus stand, hatte es wieder zu regnen angefangen, dicke, schwere Tropfen schlugen ihm auf Kopf und Schultern, kühlten ihn ab. Ein Auto fuhr langsam an ihm vorbei, kam zum stehen. Der Fahrer rollte das Fenster herunter und fragte ihn, wo er wohne. Wieso fragen sie?

Wir haben Hochwasser. Die Keller laufen wieder mal voll.

Ich wohne da hinten, sagte er.

Glück gehabt.

Das Auto fuhr weiter, bog um eine Ecke und verschwand.



# *Ich werde immer der Typ sein, der*

SEITE 24

Markus Anton, München

## *jemandes Tochter vögelt*

ich überlege ihre bilder von der wand zu reißen höre sie schluchzen irgendwo im treppenhaus mache mir nicht die mühe nach ihr zu sehen cobain singt underneath the bridge eine haarnadel liegt im flur ich gehe daran vorbei werde noch sehr oft daran vorbeigehen und endlich treffe ich letzte vorbereitungen das bad säubern ein neuer duschvorhang das wohnzimmer säubern das bett säubern meine haut säubern irgendwelche sachen wegwerfen dann irgendwelche sachen vermissen sie aus der mülltonne ziehen säubern wieder dorthin legen wo sie immer lagen wo sie immer liegen werden dann die wohnung streichen grün dann die möbel streichen grün und an ner litfasssäule ein typ er guckt in den boden darüber steht das schwere in ihm geschrieben er blutet aus der nase und ich sage was ist denn passiert und er sagt hab' ich selbst gemacht oder

veränderung is' wichtig und ich bemühe mich nicht zu starren sitze bei ihren eltern am küchentisch sonntag nachmittags sitze wieder bei jemandes eltern am küchentisch werde immer der typ sein der bei jemandes eltern am küchentisch sitzt ich werde immer der typ sein der jemandes tochter vögelt und ich starre auf eine packung taschentücher sage schon gut ,is ne allergie und die kleine ist stolz und ich liege in meinem grünen zimmer starre höre sie schluchzen ihr schluchzen wird leiser die haustür fällt in's schloß und ich denke veränderung ist gut oder hab' ich selbst gemacht liege in meinem bett liege wieder in meinem bett werde immer der typ sein der im bett liegt starrt von veränderung träumt sich die welt oder das leben in drei minuten erklären lässt



Christian Knieps, Bonn

Sie wusste, dass sie nur eine einzige Minute unter Wasser überleben würde, und selbst diese eine Minute war schon eine großzügige Schätzung, denn bisher hatte sie es weder im Sportunterricht noch in der Badewanne zu Hause geschafft, für mehr als eine halbe Minute die Luft anzuhalten. Aus dieser Tatsache schloss sie, dass sie im Überlebenskampf wohl eine Minute aushalten könnte, aber keinesfalls zwei.

Sechzig Sekunden.

Ihr Vater konnte deutlich länger die Luft anhalten. Immerhin war er in seiner Jugend Leistungsschwimmer gewesen, und selbst später noch, im Alter von Mitte Fünfzig, konnte er immer noch eine ganze Bahn im Freibad tauchen. Fünfzig Meter am Stück und beim Auftauchen merkte man ihm keine wirkliche Anstrengung an. Dafür hatte er genügend andere Schwächen,

die über die letzten Jahre unaussteherlich geworden waren. Seine Frau hatte ihn, zusammen mit den drei Kindern, vor einigen Jahren verlassen, weil er versuchte, alle in der Familie einzuzügeln. Alle sollten nach seiner Pfeife tanzen und er versuchte für jeden ein Regelpaket durchzusetzen, welches alle Familienmitglieder stark einschränkte. Zuerst waren es nur Regeln im Umgang mit dem Energieverbrauch im Haus, doch dann schlugen diese Regeln immer weitere Kreise, bis er schlussendlich sogar Zeiten für die Benutzung der Toilette vorschreiben wollte. Dieser Streitfall eskalierte genau in dem Moment, in dem er den Kindern körperliche Gewalt androhte, für den Fall, dass sie nicht parieren würden. Fünfzig Sekunden.



.....

Ihre Mutter verließ umgehend die eigene Wohnung und floh mit den drei Kindern zu ihren Eltern. Nach und nach zwang sie ihren Mann in die Knie, sodass er nach einer kurzen und schmerzhaften Schlammschlacht das Familienhaus räumte und die anderen wieder einziehen konnten. Anfangs war keinem wohl bei dem Umstand, da sie sich andauernd beobachtet fühlten. Insbesondere die jüngste der drei Kinder hatte immer wieder das Gefühl, dass sie Schatten im Garten des Hauses wahrnahm, doch niemals sahen sie ihren Vater in persona. Niemand wollte das Risiko eingehen, als paranoid zu wirken, und nach einem vollen Jahr, ohne den Vater auch nur einmal gesehen zu haben, kehrte langsam die Ruhe wieder ins Haus zurück. Der Alltag hatte alle eingeholt, die Kinder gingen normal zur Schule, die Mutter währenddessen arbeiten und der Vater zahlte brav die Alimente für die Kinder. Nie sahen, hörten oder lasen sie etwas von ihm,

und wenn die Zahlungen nicht gewesen wären, hätte er auch von der Welt verschwunden sein können.

Vierzig Sekunden.

Ihre kleine Schwester nahm ihn als erstes wahr, als er in einem dunklen Moment eines regennassen Abends aus dem Schatten auf sie zutrat und bis ins Mark erschreckte. Nachher erzählte sie unter Tränen, dass er sie nur umarmen wollte, was sie auch zuließ, jedoch nur unter großen körperlichen Krämpfen. Er zog sich auch gleich zurück und schien nichts anderes geplant zu haben. Die Mutter überlegte kurz, ob er überhaupt das Recht dazu hatte, und es schien wohl nichts dagegen zu sprechen. Er besaß weiterhin das Umgangsrecht, nahm es nur nicht wahr. Dass er seine Tochter auf offener Straße und im Dunkeln zu Tode erschreckte, wäre wohl nicht genug, um ihn mit einem Näherungsverbot zu belegen. Nein, sie würde mit ihm reden müssen, dass er



solche Aktionen sein lassen müsste. So würde keine seiner Töchter ihm jemals wieder Vertrauen entgegenbringen.

Dreißig Sekunden.

Ihre größere Schwester hatte am Tag darauf ein ähnliches Erlebnis, nur dass ihr Vater nicht in der Dunkelheit auf sie wartete, sondern in der Kantine der Schule in der Ecke saß. Wie immer ging sie mittags mit ihren Freundinnen etwas essen, und kaum dass sie ihn an einem Ecktisch entdeckte, schrak sie zusammen und ließ die Gabel fallen. Wie er sich zu der Kantine Zutritt verschafft hatte, wusste sie nicht, doch sie wagte auch nicht aufzustehen und zu ihm zu gehen. Die ganze Pause über verharrte sie auf ihrem Stuhl und war froh, dass keiner ihrer Freundinnen ihren Vater bemerkte. Sie entschuldigte sich damit, dass es ihr nicht gutginge, und als sie die Kantine zur nächsten Stunde wieder verließen, warf sie ihrem Vater einen letzten Blick zu und sah zugleich, wie er mit

leerem Blick geistesabwesend vor sich hinstarrte. Ein Schauer lief ihr den Rücken runter, und als sie das Ereignis ihrer Mutter erzählte, fragte diese bei der Polizei nach, ob diese Aktion schon an Verfolgung grenzte. Doch die Polizei konnte nur etwas gegen das Eindringen in die Schule ausrichten, doch selbst das würde im Sande verlaufen.

Zwanzig Sekunden.

Sie wunderte sich schon darüber, dass ihr Vater ihrer jüngeren und ihrer älteren Schwester aufgelauert hatte und es nicht bei ihr versuchte. Obwohl sie früher so etwas wie sein Lieblingskind gewesen war. Das allein ließ sie schon regelmäßige Panikschübe erleiden, und es wurde mit jedem Tag schlimmer, an dem nichts geschah. Sie blickte sich immer häufiger um, suchte in dunklen Ecken nach Bewegungen, erschrak so heftig, dass ihr Herz aussetzte, als einmal eine Katze von einem Zaun



sprang, so heftig, dass ihr schwindelig wurde und sie sich setzen musste. Allgemein versuchte sie, stets in Begleitung unterwegs zu sein. Würde er sie beobachten? Machte er es vielleicht ohne dass sie es mitbekam? Es waren nervenzerfetzende Tage, in denen rein gar nichts geschah. Er zeigte sich weder ihr noch einer ihrer Schwester noch ihrer Mutter. Bis zu dem Zeitpunkt, als er erneut erschien...

Zehn Sekunden.

Mitten im Einkauf entdeckte ihre Mutter ihn am Ende des Regals und ließ die Dose mit Erbsen fallen, die sie gerade in die Hand genommen hatte, um sie in den Einkaufswagen zu legen. Das Aufschlagen der Dose auf dem Boden und das anschließende Unters-Regal-Rollen ignorierte sie und stürmte auf ihn zu. Er jedoch blieb regungslos stehen und sah sie mit verwundertem Blick an. Kaum, dass er den Mund öffnen konnte, schlug sie schon auf ihn ein und drangsalierte ihn in die

Ecke, aus der er kam. Wie eine Furie beschuldigte sie ihn, schlug dabei wie wild mit den Fäusten umher und musste von einem Marktmitarbeiter von ihm gelöst werden. Er hatte sich die ganze Zeit über nicht gewehrt, sondern alles stoisch ertragen. Sie hingegen konnte von dem Mitarbeiter kaum unter Kontrolle gehalten werden und wurde nach kurzer Aufklärung der Verhältnisse aus dem Einkaufsmarkt hinauskomplementiert. Erst auf dem Parkplatz kam sie zur Besinnung und fuhr zur Polizei, um Anzeige zu erstatten. Diese nahm die Anzeige auf, erklärte aber, dass ihr Noch-Ehemann keinerlei Aktion getan hätte, die sie unmittelbar bedrohte. Entnervt und wütend stieg ihre Mutter ins Auto und schrie den gesamten Abend im Haus umher, was für eine verdammte Scheiße das alles sei und der Vater am besten doch elendig verrecken sollte. Null.



Andreas Rentz, München

## *auf die Suche nach der eigenen Identität*

Als draußen der Nebel immer dichter wurde, machte es sich Ludwig König in seinem zweidimensionalen Haus gemütlich. Aufgrund besagter Zweidimensionalität verfügte es lediglich über zwei Wände, von denen eine ein offenes Fenster besaß, aus dem stetig Kälte eindrang. An der anderen Wand befanden sich eine Reihe Möbelstücke wie ein Fernseher, ein Kamin oder ein Bücherregal. Bei Ludwig selbst handelte es sich um eine Person, die aus abgestandener Weihnachtsschokolade bestand: Außen umgab ihn eine feine Schicht von weißem Fetteif, während er innerlich gänzlich hohl war. Die meiste Zeit verbrachte er damit, seinen Fernseher zu betrachten, auf dem nur Schneegestöber zu sehen war, woran Ludwig jedoch nicht verzagte, da dadurch seine Fantasie gefordert war. Je nach Stimmung vermochte er per Gedan-

kenkraft eine neue Person oder Situation auf den Bildschirm zu projizieren, wobei seiner Kreativität keine Grenzen gesetzt waren: Manchmal sah er zwei Schokoladenfiguren zu, wie sie sich gegenseitig Scherze zuflüsterten (vorzugsweise über weiße Schokolade mit Mandelsplitter) und dabei kicherten, was auch Ludwig gelegentlich zum Lachen animierte. Manchmal beobachtete er sie auch dabei, wie sie sich gegenseitig anal penetrierten, auch wenn sie dabei stets zu einer einzigen klobigen Masse zu verschmelzen drohten, an denen keine individuellen Gesichtszüge oder auch nur Gesichter zu erkennen gewesen wären. Es geschah auch, dass Ludwigs Fantasien Gestalten annahmen, die ihm missfielen, wenn sich beispielsweise die beiden Schokoladenfiguren gegenseitig in Stücke ris-



sen oder wenn sich herausstellte, dass es sich bei den zwei analpenetrierenden Figuren um nahe Verwandte handelte.

In solchen Fällen griff Ludwig stets zum „Buch der großen Wahrheit“, das in seinem Bücherregal lag und ebenfalls zwei-dimensional geformt war. Darin befanden sich allerlei nützliche Hinweise auf ein Leben in reiner Glückseligkeit, so auch im Kapitel „Tabu und Sünde“, in dem aufgelistet war, welche Fantasien die Einschmelzung im Fegefeuer mit sich bringen konnten. Den Verfasser dieses Werkes identifizierte Ludwig mit dem Kamin, der ihn regelmäßig mit Nahrungsmitteln und Fernsehzeitschriften versorgte. In der aktuellen Ausgabe des Fernsehmagazins mit dem ansprechenden Titel „TV Sexy“ (den es allerdings nur in Ludwigs Fantasie trug) wurde auf eine Sendung verwiesen, in der nach Bekunden des genannten Magazins „die nächste große Gefahr“ porträtiert werden sollte.

Ludwig nahm vor dem Fernseher Platz, setzte seine Fantasie in Bewegung und stellte sich eine nackte Reporterin aus weißer Schokolade vor, die er auf den Namen Petra Tour-deForce taufte.

„Sehr geehrter Herr König, es droht die nächste große Gefahr“, sagte Petra, deren imaginäres Hologramm sich in Ludwigs Vorstellung beständig mit dem Schneegestöber auf dem Fernseher überlappte.

„Haben Sie vielen Dank für Ihre Warnung“, erwiderte Ludwig, „Ich habe jetzt schon Angst.“

„Zu Recht, Herr König, völlig zu Recht“, sagte Petra in seriösem Ton, „Werfen Sie nur einmal einen Blick aus dem Fenster.“

Bei diesen Worten nahm Ludwigs Angst immer mehr zu. Er spürte, wie sich neuer Reif auf seiner Stirn bildete, der mit Schweiß zu vergleichen war.

„Was ist da zu sehen?“, fragte Ludwig.



„Die pure Gefahr“, antwortete Petra in bedeutungsschwangerer Stimmlage, die den ganzen Raum in eine düstere Färbung tauchte.

„Das letzte Mal, als ich aus dem Fenster geblickt habe, waren drei Delphine zu sehen, die sich gegenseitig mit ihren Schnauzen kitzelten und lachten“, sagte Ludwig nervös, „Sind die Delphine denn böse geworden?“

Noch ehe Petra antworten konnte, ließ Ludwigs Angst ihre Vorstellung verblasen, so dass allein das Schneegestöber auf dem Fernseher wahrnehmbar war. Er blickte aus dem Fenster und erkannte trotz des Nebels, der die Sicht erschwerte, am Horizont einhundertneunundfünfzig Schneemänner. An beinahe allen von ihnen waren heitere Gesichter aus allerlei Gemüse und Geröll fabriziert worden, wobei einer allerdings eine Sprengkapsel in der Hand hielt. Zwar wirkten sie allesamt leblos, doch befürchtete Ludwig eine feindliche Übernahme sei-

nes Zuhauses. Da er nach einigen Jahrhunderten der beständigen Beobachtung des Feindes, ohne dass eine Seite eine Initiative welcher Form auch immer ergriffen hätte, allmählich überdrüssig wurde, befragte er das Buch der großen Wahrheit. Im Kapitel „Identität durch Abgrenzung“ fand er schließlich auch einen nützlichen Ratschlag.

*Der Feind ist der Feind, er war immer schon der Feind und er wird es immer bleiben. Die Identität des Feindes als eines solchen ist gottgegeben oder in jedem Falle, wenn man so will, naturgegeben. Zugleich beinhaltet der Feind nichts als seine Identität. Will man den Feind überwinden, so ist es ratsam, gleichsam eine eigene Identität zu konstituieren und sie dem Feind gegenüber öffentlich zu demonstrieren.*

Ludwig benötigte eine Identität, besaß jedoch keine: Er war nichts weiter als



Schokolade, deren Umwelt ausschließlich in seiner Fantasie existierte und nicht reell war. Auf der Suche nach einer Identität trat er trotz gewisser Überwindungsängste erstmals in seinem Leben durch das offene Fenster vor sein Haus. Die scheinbare Dreidimensionalität, mit der er nun konfrontiert wurde, überforderte ihn anfänglich. Nachdem er sich daran gewöhnt hatte, erkundete er trotz des dichten Nebels die Umgebung und stieß nach einigen Metern auf einen Fluss. Auf dem ersten Blick wirkte er wie gefroren, was er allerdings nicht war, wie Ludwig feststellte, als er seine Hand hineinhielt. Eher wirkte er wie ein reiðender Strom, der auf Standbild geschaltet war. Ludwig meinte im Fluss silbrige Punkte zu erkennen, die in unregelmäßigen Abständen kurz aufleuchteten, ohne sich sicher sein zu können, ob es sich nicht abermals um Produkte seiner Fantasie handelte. In jedem Fall war er der Überzeugung, sich mit ihrer Hilfe

eine Identität schaffen zu können, und sprang folgerichtig in den Fluss, in dem er verging.



# Ein Schrank ist ein Schrank

SEITE 33

Uli Ormanns, Köln

ist ein Schrank

Eines Tages saß er im Schrank. Saß da und schaute zu mir hoch. Seinen Ausdruck als missbilligend zu bezeichnen wäre noch zu nett. Er sah mich von oben bis unten an, ließ ein Seufzen hören, in etwa wie jemand seufzt, der sich in ein nie gewolltes Schicksal begeben hat. Ich machte die Schranktür wieder zu. Schon als ich den Schrank kaufte, war mir irgendwie bewusst, dass etwas verkehrt mit ihm sein musste. Er stand auf einem Flohmarkt und überragte alles, was sonst angeboten wurde. Ich war gar nicht auf der Suche nach einem Schrank. Schon seit einigen Monaten wohnte ich in meiner ersten eigenen Wohnung und meine Kleider hatten sich bisher auch in Umzugskartons wohlfühlt. Diese Dinge, also Bett, Tisch und eben Schrank waren mir ein wenig suspekt, so unbeweglich. Sie machten sich breit. Da, wo

sie waren kam man nicht mehr hin. Wer weiß schon, ob ich nicht die besten Ideen genau an dem Platz haben würde, den sie beanspruchten? An guten Ideen mangelte es mir in letzter Zeit nämlich. Jedenfalls dräute ein Sommergewitter als dieser Klotz vor mir aufragte. Kinder hatten sich an ihm ausgetobt. Er war über und über bemalt mit Figuren, die entweder lächelten, als hätten sie Drogen genommen, oder griesgrämig schauten, als wären sie geschlagen worden. In dieses Gebilde versonnen stand ich, dachte wohl, Psychologen hätten ihre wahre Freude daran, als ein Mann auf mich zutrat und mich aus Augenschlitzen unter buschigen Augenbrauen fixierte. Es ist mir seit je unangenehm gewesen, derart angestarrt zu werden. Ich habe immer das Gefühl, ich müsste besonders



intensiv zurückstarrten, was dann jedes Mal zu diesem Kinderspiel mutiert: *Wer zuerst lacht, verliert*. Ich lachte also ein bisschen, was der Mann, der in einer abgewetzten, dem Wetter wirklich nicht entsprechenden, schwarzen Lederkombination steckte, zum Anlass nahm die Nase hochzuziehen, eine Weile den Ertrag in seinem Mund herum zirkulieren und ihn letztlich haarscharf an meinen Sandalen vorbei grüngelblich schäumend zu Boden kommen zu lassen. Danach war sein Mund wohl befreit und er sagte: *Schön, wa!* Ich kicherte nervös, von Fremden angesprochen bin ich meist zurückhaltend: *Ziemlich bunt!* Sagte ich. *200, Kannste direkt mitnehmen*. Sagte er. *Aber ich hab ja gar kein Auto*. Versuchte ich mich zu wehren. *Ach was, halt fest!* Ich war Wachs in seinen Händen. Er wies mir ein Seitenteil zu, das ich mit beiden Händen festhalten sollte und ruckelte ein wenig auf der anderen Seite. Schon hob er das Oberteil ab. Im Nu war der Schrank

auseinander gebaut. *Funktioniert ohne Schrauben, gut wa!* Aber, aber ich habe gar keine 200 € dabei. Ich hörte selber, wie kläglich das klang. Er stierte mich an als würde er nur noch überlegen, welche Art Waffe er an mir auszuprobieren gedenke. Ich wich zurück. Er hob die Hände: *No Problemo, gib, waste hast, dann zur Bank, holste Rest*. Und als hätte er eine mich bewegende Fernsteuerung in den Händen, zückte ich meine Geldbörse. Er klaubte sie mir rasch aus den Händen, zog einen Fünfziger hervor, wollte schon an das Kleingeld ran, warf mir dann aber die Börse zu und sagte: *Alles klaro, fehlen 150, bringste*. Den ganzen Weg zur Bank formulierte ich an Sätzen herum, wie ich meine 50 € wieder bekommen und ihm vor allem den Schrank da lassen konnte. Aber treulich hob ich das Geld ab. Auf dem Rückweg hoben Böen an und der Himmel verdunkelte sich. Der Mann räumte Kisten in seinen



Lieferwagen. *Ah, schnell, muss weg.* Er rief es schon von weitem. *Pack an.* Und ich hob mit ihm eine tonnenschwere Truhe in seinen Transporter. Er grabschte mir das Geld aus den Händen, sprintete zur Fahrertür und Sekunden später war er verschwunden. So bin ich also zu diesem Schrank gekommen und nach einigen Wochen begann ich mich mit ihm sogar anzufreunden. Gut, nach dem Platzregen sah er jetzt auch etwas anders aus, ich musste etliche Male den guten Kilometer vom Platz des Flohmarkts bis zu mir nach Hause laufen, um seine Einzelteile zu bergen. Die Farbe verlief und nachher sah ich aus, wie eines dieser Männlein, die den Schrank ehemals geziert hatten. Im Spiegel konnte es lachen oder weinen. Ich rieb an den Holzteilen herum und das Farbgemenge ergab ein schlieriges Ocker, irgendwie sogar ganz schön, wenn nicht gerade die Sonne drauf schien. Ich öffnete den Schrank erneut und wieder starrte er mich an. Ein Männlein

oder eher ein Junge mit einem ver-runzeltem Gesichtchen, gar nicht körperlich, aber eindeutig da. Ich versuchte ihn zu ignorieren, aber seine Anwesenheit ließ mich fahrig nach dem nächst besten greifen: mein schwarzer Anzug. Er war arg zerknittert. Rasch zog ich ihn an und mit dem Gefühl, als würde er mir aus dem Schrank heraus hinterherschauen, verließ ich meine Wohnung. Vorstellungsgespräch. Mein erster Versuch nach dem mich ernüchternden Germanistikstudium hinaus aus der Schattenwelt in das wirkliche Leben zu treten. Ich versuchte das bange Gefühl in meinem Magen durch besonders intensive Wahrnehmung meiner Umgebung zu überspielen: das Vogelgezwitscher, die Schaufenster der Geschäfte, der Geruch des Imbisses an der Ecke, ich ließ meinen Schritt federn, da traf mich die Erkenntnis: Jochen! Das war ja Jochen in meinem Schrank! Also eine etwas merkwürdige Version von ihm. Ich



wankte. Der Stuhl eines Straßencafés bot Halt. Schon war ein Kellner da und mir fiel nur *Kaffee!* ein, das einfachste was man sagen kann, beinahe ohne Silbentrennung, ja, natürlich, Tee oder Wein, wirklich nur eine Silbe, aber der Kellner würde nachfragen müssen: Was für ein Tee oder was für ein Wein? Und dazu fehlte mir gerade die Kraft. Der Kaffee kam und ich ließ ihn gedankenversunken kalt werden. Jochen!

Kindheit. Jochen war in das Haus mir gegenüber gezogen. Ich beobachtete ihn aus dem Fenster mit dem Feldstecher, wie er in seinem Zimmer herumzappelte. Er war wohl ein, zwei Jahre jünger als ich. Ich muss da zehn, elf gewesen sein. Er bewegte sich zu einer Musik, die ich nicht hören konnte, warf die Arme hoch, drehte Pirouetten und trug tatsächlich Ballettschuhe. Irgendwann schien er zu spüren, dass er beobachtet wurde. Er kam zum Fenster und wir schauten uns einen Augenblick an, dann ließ ich mich

nach hinten fallen. Kurze Zeit später klingelte es, ich dachte, es wäre Oli, aber der da hoch kam, war der Junge von gegenüber. *Jochen! Ich bin neu hier.* Sagte er. *Wollen wir zusammen was spielen.* Ich ließ ihn verdattert ein. Wenig später, Jochen begutachtete respektvoll meine Märklin H0, kam Oli. Mit Oli zusammen hatte ich einen Detektivclub, wenig phantasievoll nannten wir uns ‚die drei Lupen‘, waren aber eigentlich immer nur zwei. Statt Fälle zu bearbeiten, werkelteten wir im Keller. Wir hatten dort eine Holzwand eingezogen mit einer verschließbaren Tür. Im so entstandenen Raum: ein Flur, ein Labor mit meinen Chemiebaukasten von Kosmos und das Büro mit Konferenztisch und einer alten Couch. Für Oli und mich der wunderbarste Ort der Welt. Jedes Wochenende trafen wir uns da. Oli überragte mich um Haupteslänge war kräftig und ein Hitzkopf, eindeutig der Anführer. Die



erste Lupe sozusagen. Als er Jochen damals sah, rümpfte er die Nase und schaute auf ihn hinunter. Ich weiß noch, dass ich den verhängnisvollen Satz sprach: *Oli, das ist Jochen, vielleicht kann er ja die dritte Lupe werden.* Oli verzog den Mund und zischelte aus dem Mundwinkel: *Dann muss er die Prüfung überstehen.* Wir führten Jochen unser Detektivbüro vor, schilderten lautmalerisch unsere jahrelange Kompetenz als Ermittler. Seine erste Aufgabe bestand darin, unsere Fahne anzubeten. Wir seierten, während Jochen sich wie ein Moscheebesucher fortwährend auf Knien verbeugte, die Nase in den Kellerdreck stieß, etwas von lebenslanger Bewahrung der Geheimnisse unseres Tuns und schlimmster Strafe bei Nichtbeachtung und fraglos alles zu machen, was wir ihm sagten. Jochen kicherte. Wir ließen ihn aufstehen, Oli holte den Hausstock hervor. Ein meterlanges Vierkantholz, an dem er gerne müßig schnitzte, gab Jochen ein

Bambusstöckchen in die Hand und rief: *Jetzt kämpf, zeig, dass du eine wahre Lupe werden willst.* Und wie gesagt: Oli war damals schon ein kräftiger Bursche. Mit dem ersten Schlag knallte er den Bambusstab aus Jochens Hand und hieb dann mit martialischen Schreien auf ihn ein. Nicht gar so fest, aber immerhin sah man an Jochens gequältem Gesicht, dass es ihm schon wehtat. Als Oli sich ausgetobt hatte holten wir mein altes Bobbycar. An den erhöhten Durchgängen des Kellerflurs bauten wir mit Brettern Rampen. Oli schob Jochen am Rücken immer schneller werdend zu den Rampen hin, gab ihm kurz vorher noch einen Extrastöß, so dass Jochen einen Moment abhob und beim Aufkommen am Lenkrad wild kurbelte um nicht gegen die Wand zu krachen. Das wiederholten wir einige Mal. Ich kam auf die Idee, kurz bevor Oli ihn wieder zu einer Rampe stieß, an den Durchgängen Bretterstapel niedergehen zu lassen.



Beim Aufkommen verhakte er sich in eins der Bretter, verlor die Gewalt über das Auto und ratschte mit der Schulter an der Wand entlang. Jochen blutete, sein Gesicht war schmerzverzogen. Er sagte: *Können wir jetzt nicht was machen, was mit Detektivarbeit zu tun hat?* Oli und ich schauten uns an. *OK*, sagten wir gleichzeitig. Unsere Gehirne waren vernetzt. Oli sagte: *Wir gehen jetzt auf die Straße, dort zeigen wir dir jemanden, den du verfolgen sollst, aber er darf es nicht merken.* Draußen kam bald ein Mann mit einem Schlapphut vorbei. *Der, der ist es, bestimmt ein Spion*, sagten wir zu Jochen. Er lief ihm hinterher, machte es gar nicht schlecht, schlang sich hinter Autos und hielt Abstand. Der Mann verließ unser Viertel und hielt sich Richtung Bahnhof. Jochen schaute sich unsicher um, aber auch wir versteckten uns. Er war ja neu hier, wahrscheinlich kannte er sich überhaupt nicht aus. Der Mann verschwand im

Bahnhofsgewimmel. Jochen stand verwirrt auf dem Vorplatz. Wir hielten uns hinter einer Säule und feixten, als Jochen unsicher losmarschierte, erst erwischte er den richtigen Weg, dann stand er an einer Straßenecke und konnte sich nicht für eine Richtung entscheiden. Wir schlichen im Schutz der parkenden Autos auf der anderen Straßenseite, Oli streckte kurz seinen Kopf über ein Autodach und rief: *Jochen, hier!* Er duckte sich wieder. Und Jochen lief in unsere Richtung. So führten wir ihn weit weg von zu Hause, bis wir zwei Viertel von unserem entfernt an eine große Straße kamen. Wir tauchten hinter einer Ecke auf, Jochen stand ratlos vor der brummenden Wand. Wir schrien und winkten bis er uns hörte, dann rannten wir lachend so schnell wir konnten davon. Irgendwann blickten wir uns um, von Jochen keine Spur mehr. Nach zwei Stunden, unser Gelächter war einem immer wieder auf-



flackernden Gekicher gewichen, klingelte es an der Tür. Jochen stand da, seine Haare klebten ihm an der verschwitzten Stirn, er sah aus als wäre er durch eine Staubwolke gelaufen und sein Blick war irgendwie irre. *So, und jetzt, gehöre ich jetzt dazu?* Oli kam und sagte: *Nur noch eine klitzekleine Aufgabe.* Unser einziger fortwährender Fall, den wir uns selbst zusammengebastelt hatten, war, die Umtriebe meiner fünf Jahre ältere Schwester zu verfolgen. Wir hatten ein Din-A4-Heft angelegt, in dem wir Fragen aufwarfen, in der Art: *Raucht meine Schwester? Hat meine Schwester einen Freund? Das mit dem Freund hatte sich schnell von selbst gelöst; sie hatte Freunde. Alle paar Monate einen Neuen.* Wir schnüffelten gerne im Zimmer meiner Schwester. Nun führten wir Jochen hin und sperrten ihn in den Kleiderschrank meiner Schwester, ein knarrendes Ungetüm, Familienerbstück. Oli und ich gingen in mein Zimmer und bastelten

an meiner Eisenbahn. Kurze Zeit später öffnete sich die Wohnungstür, meine Schwester schaute in mein Zimmer, hinter ihr ein schlaksiger junger Mann, den ich noch nie gesehen hatte. *Pass auf, Bruder!* Sie schaute mich aus Augenschlitzen an. *Hier ist eine Linie.* Sie strich mit dem Finger im Flur von Wand zu Wand. *Und die übertrittst du und dein komischer Freund nicht. Verstanden?* Und sie verschwanden in den hinteren Bereich unserer Wohnung, wo ihr Zimmer lag. Oli und ich schlichen in den Flur und harreten der Dinge. Gedämpfte Geräusche krochen unter dem Schlitz der Tür meiner Schwester. Wir dachten, die beiden würden miteinander kämpfen. Plötzlich ein Krach, das unverwechselbare Quietschen einer weit aufschwingenden Schranktür, das Kreischen meiner Schwester. Oli und ich rannten in mein Zimmer. Die schimpfende Stimme meiner Schwester wurde immer lauter und eine kleine Prozession



tauchte auf. Der dünne junge Mann nur in Unterhose, führte den winselnden Jochen am Ohr, meine Schwester raffte einen Kimono um ihren Körper. *Du Scheißkerl, schrie sie mich an, du und deine ekligen Freunde. Wer ist das?* Ich sagte: *Kenn ich nicht, hab ich noch nie gesehen.*

Tja, das war die Geschichte mit Jochen. Ich habe ihn danach nie wieder gesehen. Was wohl aus ihm geworden ist? Beim Kellner zahlte ich meinen ungetrunkenen Kaffee. Den Termin hatte ich versäumt. Meine Schritte führten mich automatisch in mein altes Viertel. Kurz nach dieser Sache starb mein Vater und wir zogen in eine andere Wohnung vom Norden in den Süden der Stadt. Die Straße meiner Kindheit, ach, sie kam mir viel kleiner als in meiner Erinnerung vor, da stand das Haus mit unserer Wohnung im Hochparterre, das Haus, in dem Jochen wohnte, gegenüber. Ich ging hin, legte entschlossen meinen Finger auf die unterste Klingel. Augenblicke später

schnarrte es, ich drückte auf. Oben war die Tür mit einer Kette gesichert, staubige Luft entströmte dem Spalt, wo ich das halbe Gesicht einer alten Dame erspähte. *Entschuldigen Sie, sagte ich, aber hier wohnte einmal ein Junge namens Jochen. Wissen Sie was über den?* Ich sah in das Krokodilsauge der Frau. *Gehen Sie weg! Ich kaufe nichts!* Sie schlug die Tür zu.

Seither sitze ich in einem Schrank. Wenn Jochen die Tür aufmacht, scheint er mich gar nicht zu bemerken.



# Vergangenheit infernale

SEITE 41

Andreas Reichelsdorfer, Wien

## „Kentucky!, Kentucky!“

Endlich erblickt Froschkopf Karl Tillmann in den Gängen.

„Tillmann, hier bist du! Ich versuche jetzt schon seit geschlagenen zwei Wochen, dich zu finden. Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt? Zwei Wochen! Mensch.“

„Keller.“

„Ach so - das erklärt natürlich einiges. Sie haben dich also wieder ins Loch gesteckt. Ich war ja auch schon mal drin, musst du wissen. Keine schöne Sache. Aber wie sagt man so schön: Die Zeit macht einem auch diese Unerträglichkeit zur Gewohnheit. Der Mensch, er ist ein Tier. Und er gewöhnt sich an alles. Nicht?“

„Ich will nicht drüber reden, Karl.“

„Ist gut. Ich verstehe, Till. Das verstehe ich nur allzu gut. Sollen wir einen Tee trinken? Komm, wir gehen ein

paar Schritte. Hier ist es doch viel zu laut ...“

„Wovon redest du, Tee ...“

„Oder ein Wasser. Herrgott. Oder gar nichts. Komm, wir gehen ein paar Schritte.“

Froschkopf Karl und Tillmann gehen ein paar Schritte.

„So, nun sieh dir das mal an: Ich weiß nicht, ob es dir bereits aufgefallen ist: Aber der Korridor wird länger und länger. Nicht? Immer länger. Am Anfang - und man tritt ganz einfach aus seinem Zimmer heraus - erscheinen einem die Dinge ganz nah. Zum Greifen nah, nur ein Blinzeln entfernt, *in Reichweite*. Doch sobald sich der Körper in Bewegung setzt, sobald man sich selbst in Wallung bringt, sobald man auf etwas *zugeht*, fängt alles an, sich mit einem selbst zu bewegen. Und der Gang



wird länger und länger. Und doch steht man dabei ständig unter dem Eindruck, man müsse nur ein einziges Mal seine Hand ausstrecken, und schon wäre man angelangt. Aber das erweist sich als Trugschluss. Fatal!"

„Möglich.“

„Es kann auch an der Farbe liegen. Vielleicht sind es einfach nur die Farben.“

„Mich kümmert das nicht sonderlich, Karl.“

„Richtig. Habe ich ganz vergessen. Die letzte Konversation ist nun auch schon eine Weile her. Pardon! Weil du dich so rar machst, Tillmann!"

„Wenn du das so siehst.“

„Wenn ich das so sehe! Hört ihn euch an!" - Froschkopf Karl versucht, Blickkontakt mit einigen Mitgehenden herzustellen, erhält aber keine Reaktionen. - „Es ist Realität, Till. Man kann ja vieles von mir behaupten. Aber eines mit Sicherheit nicht: Dass ich keinen Blick

für die Realitäten dieser Welt hätte. Komm mir also nicht so, du!"

„Schon gut. Schon gut, Karl.“

„Ich habe etliche Jahre mehr auf dem Buckel, Tillmann, und das Mindeste, das ich verlangen kann, ist ein wenig Respekt. Ein wenig Respekt und eine Spur Mitgefühl!"

„Mitgefühl. Dass ich nicht lache. Abgesehen davon: Als ich das erste Fahrzeug meines Lebens lenkte, spieltest du noch mit Puppen und schisdest deine Windeln voll.“

Karl seufzt und atmet einmal tief durch.

„Also gut. So läuft der Hase jetzt. Damit kann ich leben; damit kann ich umgehen. Da vergräbt sich einer zwei Wochen lang in *Löchern*, verscharrt, versteckt sich, ist nicht aufzufinden; nicht erreichbar, isoliert, verschwunden, ja er wird sogar von einigen Kollegen für *verschollen* erklärt, er *existiert* quasi gar nicht - und



dann taucht er hier plötzlich auf und schwingt Phrasen. Und verbreitet eine miese Stimmung! Das ist ein Skandal! Skandal!”

„Du hast mich aufgesucht, Karl. Ich bin nicht freiwillig hier.“

„Wie dem auch sei ... - Du bemerkst, meine Feststellung schlägt ins Schwarze: Wir gehen schon seit Minuten, und dabei wirkte der Gang zunächst äußerst kurz. Doch dann tritt die harte Wahrheit ein: kein Ende in Sicht. Sag, kannst du dich noch erinnern, welche Tür zur Kantine führt?“

„Ich war noch niemals in der Kantine.“

„Wenn ich mich nicht täusche, ist es die drittnächste. Ganz sicher bin ich mir nicht.“

Froschkopf Karl beschleunigt den Schritt und öffnet eine Tür. Er schreckt zurück und knallt sie schallend zu.

„Mein Gott!“

Er öffnet gleich die nächste.

„Hui!“

Noch eine.

„Meine Güte. Was ist denn das für ein Haus?“

„Was ist mit deinem Gedächtnis?“

„Befindet sich klar strukturiert im Kopf meines Körpers. Lief noch nie besser.“

Karl probiert etwa zehn weitere Türen, ehe er auf die Kantine stößt. Sie gehen hinein.

„Schön. Setz dich, Tillmann. Ich hol uns was. Vielleicht einen Milchkaffee, der Herr Asket?“

„Ich und Asket. Mach halblang. Whiskey, Froschkopf, Whiskey. Doppelt.“

„Oha!“

Karl geht zum Tresen und kommt mit zwei Gläsern Wasser an den Tisch.

„Cheers!“

„Cheers.“

„Das ist die reinste Plörre. Aber besser als nichts. Ich erinnere mich noch genau an eine Bar in Kentucky, US of fuckin' A - damals zog ich durch die



wilden Weiten dieses Landes, ward verschollen für Tage und Nächte, nicht wiedergesehen von Weib und Kind, stets auf der Suche und dabei lebte ich doch nur für den Moment! -, die ihren hauseigenen Bourbon ausschenkte. Zu horrenden Preisen! Aber, und das versichere ich dir hoch und heilig, kleiner Tillmann: Ich habe nie einen geschmeidigeren Saft meinen Gaumen streicheln gespürt. Und seither niemals mehr wieder. Deliziös!"

„Das war ich, Karl. Das ist meine Geschichte.“

„Ich verstehe. Sie sind nicht leicht zu durchschauen, Herr Doktor! Wahrlich kein offenes Buch. Aber das ist mir sowieso lieber. Wen interessieren schon Zeitgenossen, die ihr Herz ununterbrochen auf der Zunge mit sich herumtragen? Ich für mein Teil verliere an solchen Schwaflern nach einigen Treffen jegliches Interesse. Man kann sie dann von mir aus in die Tonne werfen.“

„Hör auf, in Rätseln zu reden, Karl.“

„Das ist aber mein Beruf! Meine Berufung! Interessen erzeugen, um einen Schritt weiter zu kommen. Gedankengebilde konstruieren, die so noch nie dagewesen sind. Und so weiter. Und ich habe noch viel vor mit dir, Tillmann.“

„Oje ...“

„Lass uns einen Weiteren nehmen, was meinst du? Der Nächste geht auf dich.“

Sie starren sich einige Momente lang an.

„Ich warte.“

Widerwillig erhebt sich Tillmann und holt noch zwei Gläser Wasser vom Tresen.

„Auf das Interessante an der Menschheit! Nein, warte: auf die interessantesten Menschen! Nein: auf das Individuum! Auf dich Tillmann, auf ein Unikat, das es zu verstehen weiß, durch Absenz und nüchterne Gleichgültigkeit auf sich aufmerksam zu machen! Nein, besser: In seinen Mitmenschen eine schier unermessliche Lust am Erforschen des



Geistes zu kreieren. Gesegnet mit erheblichem Intellekt, dabei gänzlich frei von Eitelkeit. Ja, und scheinbar leichtfüßig durch die Welt tänzelnd! Und all dies hervorgerufen durch zur Schau gestelltes bloßes Desinteresse. Famos! *„Erzeuge Interesse durch Desinteresse!“* Na, wie gefällt dir das?“

„Mäßig.“

„Richtige Antwort.“

Sie stoßen an. Froschkopf Karl trinkt sein Glas in einem Zug aus.

„Ah. Der ist schon besser, der Zweite. Der Zweite ist immer besser. Damals, in Kentucky, Louisville, KN - übrigens ein kleines feines Städtchen am Busen des Ohio River, in dem du dir sowohl die Brücken, die Backsteinhäuser, die Burritos, als auch den größten Baseballschläger der Welt zu Gemüte führen solltest, so dein verworrener Lebensweg dich einmal dort hingeleitet - habe ich diese simple, dafür aber umso essentialere Einsicht gewonnen: Der Erste ist

schlimm. Der Zweite ist besser. Und von da an geht es immer weiter bergauf.“

„Ich war das, Karl. Ich war in Louisville, Kentucky. Den Rest hast du hinzugefügt.“

„Ich verstehe. Weiter so! Wieder ein Grundstein in der Untermauerung meiner Theorie. Die gute alte Abweisung - ach, du wirst mir unheimlich, Tillmann! Warte. Ich hol uns noch zwei. Mir wird warm im Magen.“

Karl steht auf und holt zwei Gläser Wasser.

„Habe ich dir jemals von meinen geheimen Treffen mit den Eskapisten der nördlichen Hemisphäre des amerikanischen Kontinents erzählt? Es gibt auf diesem Planeten nicht viele Menschen, die zu dieser elitären Gruppe Zugang erlangten. Ich aber war einer von ihnen. Als Ehrengast geladen, sozusagen. Ich bin kein Eskapist, musst du



wissen. Nun, jedenfalls kein konsequenter ..."

„Schon möglich, dass du es erzählt hast. Mich interessiert das aber nicht sonderlich, Karl. Und der Whiskey ist schal und schlecht.“

Tillmann trinkt sein Glas aus und erhebt sich.

„Ruhig Blut, Tillmann! Ruhig Blut. Geh nicht weg. Das würde nur zu einer unnötigen Verzögerung führen. Früher oder später werden die Tatsachen immer ans Licht gelangen. Ich habe nämlich noch ein Ass im Ärmel, Till, das dir die Spucke aus den Mundwinkeln ziehen wird.“

„Ich weiß nicht, wovon du redest.“

„Erstaunlich. Wirklich erstaunlich. Mein Respekt! Ich nehme an, diese dir eigene außergewöhnliche Ruhe hat sich in den langen Jahren der Askese herangebildet.“

„Komm zum Punkt, Froschkopf. Deine Rede geht mir auf die Nerven.“

„Oho, oho - nicht so, nicht so, Tillmann! Du forderst mich heraus? Ohne Sicherheiten? Blank? In stoischer Gleichgültigkeit? Natürlich lässt es sich keineswegs leugnen, dass ein gewisses Maß an den Tag gelegter Gleichgültigkeit auf das Gegenüber mitunter durchaus einschüchternd, wenn nicht gar vernichtend wirken kann. Ich weiß, damit bist du weit gekommen. Allerdings sitzt dir hier ein Gesprächspartner eines Kalibers gegenüber, wie es dir so noch nicht untergekommen ist.“

„Komm zum Punkt, Froschkopf!“

„Du Hund! Du Lügner! Du entsorgst alles, was dich einen Schritt weiterbringen kann! Wirfst es einfach weg! Verschwendest keinen Gedanken mehr daran! Und kein Zweifel! Niemals Zweifel! Ein Leben in Arglosigkeit! Ein Leben in Stille! Das kann so nicht gut gehen, Till. Und es muss irgendwann explodieren.“



„*Only existing, Karl. Only existing.*“

Jetzt lächelt Tillmann.

Karl steht abrupt auf, taumelt zurück, stößt den Stuhl um. Mit zitterndem Zeigefinger deutet er auf Tillmann.

„Du warst es! Ich weiß, dass du es warst! Und ich habe Zeugen. Sie sind jetzt nicht hier, wir müssen eine Videokonferenz einberufen, aber das werde ich schon noch erwirken. Doch ich weiß Bescheid, Tillmann, *ich weiß Bescheid*, und das ist das Wichtigste. Alles andere ist nur eine Frage der Zeit. *Du* hast das alles begangen! Du warst es! Und dann werden andere dafür verhaftet, verurteilt, weggesperrt! Wie kannst du damit leben?! Wie kannst du damit nur leben, sag mir das Tillmann?!“

Karl kommen Tränen der Wut.

„Kentucky!“, schreit er. „Kentucky!, Kentucky!“

Er hat Schaum vorm Mund.

„Kentucky!“

Tillmann schüttelt den Kopf, verlässt die Kantine und geht zurück in seine Zelle.

„Barkeeper!“, ruft Karl. Er wischt sich Schweiß, Schaum und Tränen aus dem Gesicht.

„Einen Bourbon, bitte. Kentucky, Straight Bourbon.“

Karl betrinkt sich mit Wasser.



Tobias Schulenburg, Köln

## *niemand allein*

Auf eine Fensterbank wird ein Arrangement von Blumen gestellt. Sonne fällt ins Zimmer. Das Fenster ist auf und man riecht etwas. Die junge Blumenstellerin lächelt, sich selber überraschend.

Ein Arzt hetzt über eine Dorfstraße. Er muss weiter, noch einen Termin, bevor er endlich Mittag machen kann. Sein Magen grummelt. Er kann nicht sagen, dass er nicht ein wenig gerade außer Atem ist. Schweiß sammelt sich unter seinem Hut.

An einem Flügel, in einem Salon, probt ein Gelehrter Stück um Stück, Blatt für Blatt. Wer hätte es gedacht, es ist durchaus Arbeit. Hätte er die Zeit, durchs Fenster zu schauen, würde er einen Baum in Blüte sehen.

Sitzend und stehend fünf Mädchen auf einer Brücke, ineinander, miteinander, unter diesem weitem Himmel. Grashalme fallen ins Wasser. Kichernd lehnen sie sich umher, schauen sich gegenseitig in die Hände und weit über alle Felder hinweg.

Die Bäuerin betritt den Hühnerstall.

An einem Fluss ein Weg mit Bäumen gesäumt, drum herum wildes Gebüsch. Die Böschung etwas, in das man eintauchen kann. Der Fluss ist breit. Der Wind geht durch die Bäume. Lichtpfützen kitzeln still alles unter den Kronen. Hinterrücks macht der Weg gleich eine Biegung, dem Wasser folgend. Niemand ist hier. Außerhalb der Sicht, auf den Feldern der anderen Seite, grasen jedoch ein paar Pferde. Da ist ein Hof,



.....

hinter Pappeln. Und nicht lang, dann wird bestimmt wieder ein Karren kommen. Jetzt also.

Jetzt ist die Zeit.

Auf und zu und auf und zu und auf und zu geht die Hand. Auf und ab und auf und ab und auf und ab geht der Kopf. Faszinierende Technik.

4 Uhr. Kirchglocken. Die Böschung ist sich keiner Scham bewusst.

Es sitzt die Bekannte der Blumenstellerin in ihrem Zimmer und bereitet sich auf den bevorstehenden Abend vor. Sie würde gerne mal ein gelbes Kleid tragen, doch das ziemt sich nicht. Tatsächlich besitzt sie nicht einmal eines.

Es ist alles so weit ausgelegt. Doch etwas will sich nicht einstellen. Sie weiß um ihren Feinsinn und um noch Etwas, und dass dieses Etwas etwas machen kann, mit den Sachen um sie herum. Dieses Etwas hilft ihr ein Wenig zu schwe-

ben und Gefallen an Zwischenblicken aus Fenstern zu finden, während sie sich durch Räume bewegt, unter Leuten, unter Blicken, unter Etwas, das leise in ihrer Vorstellung zischt und dessen sie zu entkommen versucht. Nur wohin? Die Kastanienblüten wippen auf der Allee. Hinter ihnen der Himmel bereits violett ausgehend. Die gewählten Stücke auf ihrem Bett wirklich eine gute Wahl. Noch etwas Zeit bis zum Abendessen. Zeit, am Fenster zu sitzen. Warum nicht.

Was ist es? Die Wahrheit liegt im Spähen von etwas Anderem, halb in der Dämmerung mit ihren surrenden Mücken, halb unter der Haut. Sie liegt außerhalb überfüllter Klavierzimmer und fernab vom schreckhaften Zugehen auf ein weiteres Haus, einen weiteren Abend. Sie hat gelernt zu lachen. Manchmal riecht es verdächtig nach Ausscheidungen, auch in Wohnungen. Darü-





ber versucht man dann hinweg zu sehen. Sie ist sich der Spitzen bewusst, die überall aufkommen können. Das Wissen um die Schwärze in Kontakten teilt sie mit der Hexe aus dem Moor. Die beiden kennen sich jedoch nicht. Es ist Zeit, nach unten zu gehen. Hat Sie Angst?

Der Abend ist nur noch ein ganz geringer Rest am Horizont. Schlüsselübergabe. Tag und Nacht niemals zur selben Zeit im Haus. Ob jeder dem Anderen jeweils etwas hinterlässt?

Die Hexe ist ein Wesen der Nacht, dabei fürchtet sie diese. Vielleicht ist die Hexe eine Hexe, weil sie Furcht mag. Vielleicht auch nur, weil sie diese besser aushalten kann. Entgegen aller Vermutungen ist sie tatsächlich vor auch noch nicht allzu langer Zeit geboren wurden. Irgendwo in den Niederlanden, an einem real existierenden Ort. Eine Hexe also. Ob verrück-

ter Scheiß in ihrer Kindheit abgegangen ist? Wer weiß das schon.

Um diese Uhrzeit ist der Weg am Fluss entlang ein anderer. Es ist jetzt dunkel hier und mehr als alles andere leitet einen das Rauschen des Wassers, das Zwitschern letzter Vögel. Bäume und Gestrüpp schwärzer als der Nachthimmel. Die Hexe geht in der Mitte des Weges. Ab und zu stößt sie einen Kiesel ohne es zu wollen ins Unsichtbare. Die Nacht in ihrer Ruhe warm. Sie fürchtet sich gerade nicht. Hinter der Biegung erscheinen weit weg erste Lichter. Hier draußen, Stille. Dann übergibt sie sich, von woher auch immer, dann geht sie weiter, dann ist sie am Dorf da.

Hinter jedem Haus ab und zu ein Schatten, eine Gestalt, in Helles und Dunkles spähend innendrin. Entlang einer Rosenhecke kommt sie bei einer Abendgesellschaft in ausgeleuchtetem Salon vorbei. Sie blickt, etwas wie Interesse, aber kein Begehren. Kurz nachdem sie wieder

ins Gebüsch verschwunden ist, schaut die Bekannte der Blumenstellerin aus dem Fenster ins Dickicht hinterm Haus. Dann lächelt diese gewinnend, als ein ausgestreckter Finger sie am Oberarm berührt. Die Blumenstellerin ist währenddessen damit beschäftigt, in einer anderen Kapsel des Raumes nicht zu weinen. In ihr ein Herz so groß wie der Ozean und die Faust des Gelehrten. Die Hexe geht über eine offene Kreuzung, einige Straßen und Häuser weiter. Ein weißes, schmuckes Häuschen weckt etwas in ihr. Es ist dunkel. Vor ihm auch Kastanien und weitere blühende Bäume. Sie sucht ein offenes Fenster. Sie findet eines. Sie steigt ein. Der Salon mit seinem Klavier. Blumen stehen in Vasen, üppig ohne Einladung. Sie rupft einer ihr Inneres aus. Dann hebt sie den Deckel und piekst auf eine Taste der Klaviatur. Der Ton hallt. Sie setzt sich nieder und piekst noch einmal. Ausklang. Noch einmal. Aus-



klang. Stille. Dann übergibt sie sich, mit Wucht, auf Blätter und in die Tasten. Das ist - sie hat sich nur zur Seite gewendet, dann kommt es schon wieder aus ihr raus. Ihre Augen werden größer. Sie will aufstehen, krampft, übergibt sich schon wieder, es wird auch nicht weniger. Endlich steht sie wieder im Raum, doch es kommt, es kommt, aus ihrer Nase, und jetzt weiß sie etwas, es wird nicht aufhören, dieses Mal nicht, also schwankt sie nach vorne, kotzend, sich leider selber vor die stottern-

den Füße, sie rutscht aus, sie schlägt mit dem Kopf auf, und es kommt weiter aus ihr raus, sie rappelt sich auf die Knie, halb gekrochen, etwas in ihr gibt nach, zieht sich zusammen, auf den Boden, sie rotiert um sich selber und kotzt und kotzt und kotzt und an ihren Unterschenkel treten krampfhaft Adern hervor und irgendwann dreht sie sich auf den Rücken und das ist der schwarze Scheiß. Niemand ist im Haus. Sie war hier. Sie war hier.



# DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)**



# *Impressum*

---

SEITE 55

## *Herausgeber:*

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

ISSN: 2194-1505

## *Redaktion:*

Fabian Bross, Lisa Forster, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

## *Gestaltung/Titelbild:*

Fabian Bross

## *Anschrift:*

Fabian Bross  
Leonrodstr. 77  
80636 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf: [www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de), [info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

